Originalveröffentlichung in: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Deutsch von außen. - Berlin [u.a.]: de Gruyter, 2003. S. 294-299. (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2002)
DOI: *https://doi.org/10.1515/9783110622690-018*

Ludwig M. Eichinger

Wofür brauchen wir heute (noch) eine internationale Germanistik? Das Verhältnis zwischen der Germanistik in den deutschsprachigen Ländern und den Germanistiken in den nichtdeutschsprachigen Ländern

1. Wer braucht hier, und was heißt hier schon „brauchen"?

In der Themenfrage dieser Diskussion steckt ein Problem: Wen kann „wir" in dieser Frage sinnvoller Weise meinen? Wer ist es, der hier zu Recht sagen kann, er brauche eine internationale Germanistik oder brauche sie eben nicht? Welchen Sinn hat es, wenn der Verfasser dieses Beitrags als ein dem IDS und damit den Beziehungen zu einer internationalen Germanistik insgesamt verbundener Binnen-Germanist diese Frage so oder so beantwortet? Oder versteckt sich hinter dem „wir" so etwas wie eine Emanation des Weltgeistes, der mit Sorge auf die zweifellos in mancherlei Weise kritische Stel-

Publikationsserver des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache
URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:mh39-92764

lung germanistischen Tuns herabblickt. Dann fragt man sich vor allem, welche Konsequenzen das haben sollte.

Vielleicht muss man die Frage aber gar nicht so angehen. Vielleicht muss man nur die Denkrichtung ändern, und sich erst einmal überlegen, was „internationale Germanistik" eigentlich heißt, und was internationale Germanistik tut. Auf diesem Wege mag sich dann ein Bild ergeben, bei dessen Betrachtung man sich als „Germanist aus den deutschsprachigen Ländern" überlegen kann, was man daran gut und nützlich oder weniger gut und weniger nützlich findet, auch, was man sich vielleicht wünschen würde.

2. Es gibt ein Problem, gibt es auch Chancen?

Natürlich ist aber klar, warum die Frage nach der Notwendigkeit einer internationalen Germanistik überhaupt gestellt wurde. Wie auch auf dieser Jahrestagung in Berichten und Erzählungen aus verschiedenen Weltregionen und Kulturräumen deutlich geworden ist, ist das Deutsche, das im 18. und 19. Jahrhundert einigermaßen das mitmachte, was man eine Erfolgsgeschichte nennen könnte, im Verlaufe des zwanzigsten Jahrhunderts auf seinen jetzigen Stand als eine der größeren europäischen Standard-, Hoch- und Nationalsprachen zurückgefahren worden. Der Status all der Sprachen dieses Typs wurde zudem im Verlaufe des Jahrhunderts zunehmend prekärer. Der Zustand, dass das Deutsche weithin eine der unbestrittenen Schulfremdsprachen war, die man zumindest ebenso sehr wegen ihres allgemeinen Bildungswertes lernte wie wegen des praktischen Nutzens, den man aus ihrer Kenntnis ziehen konnte, verlor immer mehr an Boden – wie ja solche Vorstellungen von Bildung insgesamt. Und wir wissen alle, dass die Dominanz des Englischen als Sprache der internationalen Kommunikation den „Entfaltungsraum" aller anderen Sprachen einengt. Auf jeden Fall mindert diese Entwicklung den Nutzwert, den man aus Gebrauch und Kenntnis dieser anderen Sprachen und der damit zusammenhängenden Kulturen zu ziehen hofft. Zudem kann man je länger je mehr die Hoffnung hegen, dass alles in der modernen Welt Relevante doch auf Englisch wahrgenommen und vermittelt werden könnte, ja womöglich sogar sollte. Für das Deutsche kommt die spezifische Besonderheit hinzu, dass es, im Gegensatz natürlich zum Englischen, aber auch zum Französischen sowie zum Spanischen und Portugiesischen eine im Kern auf Europa beschränkte Sprache ist. All das relativiert den Platz des Deutschen, wie den manch anderer Nationalsprachen, und es wird schwer halten, dagegen irgendwie grundsätzlich anzugehen. Und natürlich hat das dann auch Folgen für die Neigung dazu, sich mit solch einer Sprache wissenschaftlich zu beschäftigen: Aus welchen Gründen und mit welchen Zielen sollte man das unter diesen Umständen tun?

Sollte diese Veränderung ein Grund sein, das Deutsche ganz hintan zu lassen, es allenfalls intern noch in hinreichender Weise zu erforschen, und da-

rauf zu verzichten, auch Leute von außerhalb des deutschen Sprachgebiets dazu zu bringen, ja zu animieren, sich mit unserer Sprache und der damit verbundenen Kultur zu beschäftigen? Sollten wir allenfalls, was uns an uns selbst noch bemerkenswert erscheint, in englischer Sprache unter die Leute bringen? Sollte man folglich auf die Titelfrage mit nein antworten? Das wäre trotz alledem kurzschlüssig.

Mit Freude kann man am IDS als einem Treffpunkt der sogenannten Auslandsgermanistik nicht nur zur Jahrestagungszeit feststellen, dass es eine ganze Menge von Kolleginnen und Kollegen gibt, die aus nicht deutschsprachigen Ländern kommen, und die sich auf die eine oder andere Weise mit dem Deutschen beschäftigen. Wenn man sich ansieht, was diese auslandsgermanistischen Gäste tun, sieht man, dass diese Kolleginnen und Kollegen außer den Dingen, die wir alle je nach Neigung angehen sollten, bestimmte Fragen besser stellen und aus einem anderen, womöglich besser geeigneten Blickpunkt betrachten können als der durchschnittliche „Binnengermanist". Wenn das so ist, was könnte man sich an Domänenverteilung zwischen diesen Forschern wünschen?

3. Von den Vor- und Nachteilen, ein Binnengermanist zu sein

Die Germanistik von innen hat, wie das die Muttersprachphilologien insgesamt kennzeichnet, durch die Muttersprachlichkeit einen präferierten, da vereinfachten Zugang zum Objekt ihres Interesses. Das hat zur Folge, dass eine Binnengermanistik, befreit vom Joch der Sprachvermittlung, einerseits die materialen Grundlagen der Beschreibung des Deutschen in seinen verschiedenen historischen wie gegenwartsbezogenen Varietäten und Stadien legen sollte, und dass die Binnengermanistik außerdem die Diskussion theoretischer Vorschläge anhand des Deutschen systematisch vorantreiben soll und muss. Domäne einer Inlandsgermanistik ist damit auch einerseits die Handbuchgrammatik und das umfassende einsprachige Wörterbuch, andererseits der Blick auf die funktionale Differenziertheit und Variation in möglichst ihrer ganzen Vielfalt. In dieser Hinsicht hat die Germanistik eigentlich gar keine so schlechten Voraussetzungen. Ganz spezifische textlinguistische und gesprächsanalytische Überlegungen spielen ja zu recht eine kennzeichnende Rolle; sie weisen den Weg zu einer Grammatik des Gebrauchs, die als Performanzgrammatik unter Wert verkauft ist. Dazu würde dann auch gehören, und das ist für das Deutsche, wie mir scheint, ein derzeit einigermaßen vernachlässigter Punkt, die Pflege des normativen Diskurses für eine avancierte europäische Hoch- und Nationalsprache, wie es das Deutsche ist. Nicht nur, aber auch der einigermaßen klägliche Verlauf der Rechtschreibdiskussion ist ein Beleg dafür, dass solch ein Thema von durchaus sichtbarem gesellschaftlichem Nutzen eine Aufgabe für eine Binnengermanistik sein sollte. Wie man in modernen individualisierten Gesellschaften und im Angesicht medialer Umbrüche und einer notwendigen Mehrsprachigkeit sinnvoll sprachlich interagieren sollte, darüber sollte man doch nachdenken.

4. Die Möglichkeiten der Außensicht

Und was darf die Auslandsgermanistik? Natürlich darf sie, was sie will. Nicht umsonst hat vor einigen Jahren eine amerikanische Kollegin zu Recht etwas provozierend die Frage gestellt, wem eigentlich die deutsche Sprache gehöre, um zu antworten, dem, der sich damit beschäftigen möchte. Dem will man gerne zustimmen, aber hier soll es uns mehr um eine Art der Ökonomie der Beschäftigung mit dem Deutschen gehen: Wovon kann man sich etwas Besonderes versprechen?

So einfach ist das nicht zu sagen, ist ja auch das Wort Auslandsgermanistik eines, das ein Dach über recht verschiedene Phänomene ausbreitet. Man kann hier sicherlich auf verschiedene Weise unterteilen. Zum Beispiel kann man die Germanistiken in den Ländern, die traditionell in einer engeren Verbindung mit dem deutschen Sprach- und Kulturraum standen, von denen unterscheiden, denen das Deutsche eine aus verschiedenen Gründen fernere Kultursprache ist, mit der man sich wegen ihres kulturellen oder praktischen Werts beschäftigt.

Bei der ersten Gruppe kann man einen Untertyp aussortieren, bei dem die Beschäftigung mit dem Deutschen deswegen natürlich erscheint, weil sie in Regionen stattfindet, in denen das Deutsche traditioneller Bestandteil einer historischen oder auch noch gegenwärtigen Mehrsprachigkeit ist. Der mittel-, mittelost- und teilweise der osteuropäische Raum sind von dieser Art. Natürlich würde man sich unter diesen Bedingungen Aktivitäten einer Germanistik wünschen, die den system- wie soziolinguistischen Aspekten solch einer Situation Rechnung trägt. Theoretischer Ertrag wäre dabei zu erwarten vom Sichtbarwerden typologischer Alternativen in der Entwicklung des Deutschen bis hin zu Fragen des Sprachwandels, oder in eine andere Richtung gedacht, von der Beleuchtung des sprachlichen und kulturellen Zusammenhangs, der sich so abbildet. Natürlich denkt man auch, dass sich unter diesen Bedingungen Überlegungen zur heutigen Funktion des Deutschen in diesem räumlichen und verschiedenen funktionalen Kontexten anschließen sollten. Das könnte dann wiederum zum Nachdenken darüber Anlass geben, welche Sprachformen, sprachlichen Kenntnisse, praktischen Hilfsmittel und dergleichen in solch einem Kontext nützlich wären. Entwickeln sollte sich auch ein kulturwissenschaftlicher Blick, der sprachliche Tradition und Moderne gegeneinander abwägt.

Dem Deutschen nahe stehen auch die Nachbarn, die sich mit der deutschen Kultur und Sprache aus eben dem Grunde beschäftigen, weil sie Nachbarn sind. Auch hier gibt es, wie etwa im skandinavischen Raum eine historisch-kulturell direktere Bindung an den deutschen Sprachraum – natürlich mit Differenzierungen im Einzelnen – und eine sprachlich distanziertere Nachbarschaft, etwa zu Frankreich, aber auch den Niederlanden. In diesen Fällen bieten sich möglicherweise die vielfältigsten spezifischen Fragestellungen an. Denn in dieser Nachbarschaft haben sich traditionell eigenständige Germanistiken etabliert, die ein nützliches Bindeglied zwischen den

sprachwissenschaftlichen Diskurswelten der einzelnen Nationen und dem germanistischen Diskurs im deutschsprachigen Raum darstellen. So sind etwa die skandinavischen Länder und Frankreich gemeinsam mit den deutschsprachigen Ländern Teil eines spezifischen grammatischen Diskurses geworden, in den auch die Länder Mittel- und Osteuropas, die eine starke germanistische Tradition haben wie z. B. Polen oder Ungarn, einzubeziehen sind. Gerade in den Ländern der letztgenannten Region stellt sich insgesamt die Frage, wie das Interesse am Deutschen als einer in dieser Lage „idealen" Zweitfremdsprache wachgehalten bzw. erweckt werden könnte. Dazu wird es je nach den Bedingungen im Einzelnen verschiedene Wege geben. So wird denn die eine unserer Nachbargermanistiken eher die kulturelle Seite betonen – wie das etwas im Rahmen dieser Tagung für Italien vorgeschlagen wurde –, für andere werden die praktischen Gesichtspunkte des Deutschen in der modernen europäischen Welt – Deutsch in der EU, Wirtschaftsdeutsch – im Vordergrund stehen. Wohl in allen Fällen wird das Deutsche als ein Objekt allgemeiner theoretisch interessierter wissenschaftlicher Beschreibung zur Verfügung stehen. So scheint im angelsächsischen wie im skandinavischen Raum ein erhöhtes Interesse am Deutschen als einer Option des Typs „germanische Sprache" zu bestehen.

Was die nächste Gruppe, die einer außereuropäischen und in mancherlei Weise und verschiedenem Grade europafernen Germanistik angeht, so fallen Generalisierungen über die möglichen Interessen deutlich schwerer. Zu konstatieren ist sicherlich, dass mit der räumlichen und kulturellen Distanz und mit der Relativierung des Platzes Europas in der Welt insgesamt der Blick auf die europäischen Binnendifferenzen, auf Spezifika des Deutschen zunehmend schwerer fällt. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn, wie häufig im angelsächsischen Universitätssystem, die Sprachgermanistik eher bei der allgemeinen Linguistik als bei dem heutzutage den European Studies zuneigenden Literatur-, Kultur- und Medienteil des Faches zu finden ist. Auch hier scheint es aber wichtig und möglich zu sein, die Eigenheiten und Erfahrungen die im Kennenlernen der deutschen Sprache und Kultur aufgehoben sind, in einer solchen Situation in spezifischer Weise wirksam werden zu lassen.

Statt einer weiteren analytischen Vertiefung, die hier auf jeden Fall den Rahmen sprengen würde, sei dem Verfasser ein anekdotischer Hinweis erlaubt, wenn er auch nur die eine Richtung der Beziehung von Binnen- und Auslandsgermanistik beleuchtet. Bei einer Gastdozentur in Ouagadougou (Burkina Faso) war eine sprachgeschichtliche Überblicksveranstaltung über das Deutsche erbeten worden. Gibt es dafür unter den dortigen Bedingungen ein Interesse außer dem thematischer Vollständigkeit? Als recht erfolgreich erwiesen sich dabei die Überlegungen, den Studierenden die Geschichte des Deutschen als einen Standardisierungsprozess unter föderalen Bedingungen zu präsentieren. Für jemanden, der mit dem französischen Modell schon Erfahrungen gemacht hatte und in einer Situation lebte, die von Standardisierungsproblemen in einer geschichteten Mehrsprachigkeit geprägt ist, war das

offenbar ein relevanter Deutungsrahmen, der zudem auch den deutschen Daten nicht unziemliche Gewalt antut.

5. Zum Schluss

Man kann nach diesen kurzen Überlegungen zu einem guten Schluss kommen. An ihrem Ende stellt sich die Frage eher so: Hat die deutsche Sprache und Kultur den Nicht-Muttersprachlern genug anzubieten, so dass sich die Beschäftigung mit ihr weiterhin lohnt? Es sollte angedeutet werden, dass das der Fall ist, und dass wir Binnensprachler auch etwas davon haben, wenn wir es schaffen, weiterhin solch ein Interesse für unsere Sprache zu erwecken. Die „Auslandsgermanistik" in ihren verschiedenen Gesichtern teilt mit der „Binnengermanistik", die ja auch so einheitlich nicht ist, zweifellos allgemeine sprachwissenschaftliche Interessen. Gewinn verspricht aber zusätzlich ein Dialog, der sich um die Besonderheiten der jeweiligen Beziehung kümmert.